

einer gewissen Schwierigkeit zu sein, da Albert sagt, er sei kraft päpstlicher Dispens von der Ordensjurisdiktion exempt, und andererseits Heinrich von Herford berichtet, er habe wieder mit den anderen Brüdern unter der Ordensdisziplin gelebt: Albert war juristisch exempt, faktisch lebte er, soweit die besonderen Verhältnisse dies erlaubten, wie seine Ordensbrüder. Wenig befriedigend scheint die Erklärung des Briefes über die zweite Berufung nach Paris, der leider nicht abgedruckt ist. Was die Erklärung des „lector“ als persönlicher Adjutant soll, ist mir unverständlich. Warum nicht die natürliche Erklärung: Es war im Augenblick kein geeigneter Ersatz zu finden? Eine solche zweite Berufung war übrigens schon vor Thomas bei Petrus de Tarantasia vorgekommen.

Einzelne andere Datierungen, die in Zusammenhang mit der Chronologie der Schriften Alberts stehen, möchte ich in Verbindung mit dieser untersuchen. Diese Aufzählung einer Reihe von in etwa anfechtbaren Ergebnissen vermag jedoch in keiner Weise das zu Anfang ausgesprochene Urteil zu ändern. Mit Dank erkennen wir an, daß Sch. eine höchst wertvolle und nützliche Sammlung des weitverstreuten Materials geboten hat. Die Ausstellungen sind nur deshalb gemacht, damit in sich noch recht anfechtbare Ergebnisse nicht in die populäre Literatur übergehen.

Fr. Pelster S. J.

Schäfer, Walter, Petrus Canisius. Kampf eines Jesuiten um die Reform der katholischen Kirche Deutschlands. gr. 8^o (174 S.) Göttingen 1931, Vandenhoeck & Ruprecht. M 9.60; geb. M 11.50.

Der protestantische Autor beabsichtigt keineswegs, die Lebensgeschichte des hl. Canisius „bis ins einzelne hinein festzulegen, sondern bloß die Charakterzüge seiner Wirksamkeit herauszuarbeiten“, wobei er die Frage nach den ihm und seine Ordensarbeit beherrschenden Grundinteressen in den Vordergrund stellt. In zwei Hauptabschnitten behandelt Sch.: 1. die Voraussetzungen für Lebensarbeit und Lebensschicksal des ersten deutschen Jesuiten und 2. dessen Kampf um die Reform der katholischen Kirche Deutschlands. Den Abschluß der Abhandlung bildet eine Kritik der bisherigen biographischen Literatur über Canisius, angefangen von Rader bis Duhr, Braunsberger und Kröb. 30 Seiten Anmerkungen und Verweise wollen als Belegmaterial dienen.

Das Schäfersche Buch ist der erste Versuch einer wissenschaftlichen Bearbeitung und systematischen Auswertung der von O. Braunsberger S. J. herausgegebenen achtbändigen Canisius-Korrespondenz. Daß der Versuch — es handelt sich um eine Erstlingsarbeit — in vielen und gerade in den entscheidenden Punkten als gescheitert betrachtet werden muß, diese Feststellung kann eine sachliche, von Vorurteilen freie Kritik dem Autor leider nicht ersparen. Es wäre auch von einem protestantischen Lizienten viel verlangt, der entschiedensten Gegnerin des Protestantismus, der Gesellschaft Jesu, und dem wirksamsten Vorkämpfer der kirchlichen Restauration in Deutschland, Canisius, ein ruhiges Urteil entgegenzubringen. So wertvoll und richtig manche Feststellungen Sch.s sind, so abwegig müssen viele seiner Schlußfolgerungen gelten, die in der zweiten Hälfte der Arbeit unverkennbar eine latente und gerade deswegen unangenehm berührende Polemik enthalten, wodurch der wissenschaftliche Charakter des Buches bedauerlicherweise stark entwertet wird. Sie im einzelnen zu widerlegen, ist hier nicht der Ort. Wir werden dieses Urteil eingehend an anderer Stelle begründen. Gesenkten Hauptes jedenfalls muß ein Protestant, der die Anfänge der deutschen Kirchenspaltung kennt, über die Stelle auf S. 73 hinweglesen: „Kommt doch

die Tatsache hinzu, daß von Canisius selbst zu Verrat und Intrigen dem deutschen Kaiserhaus gegenüber offensichtlich die erste Hand geboten ist.“ Abgesehen von der Grundlosigkeit dieser Anschuldigung gegen Canisius könnte man die Frage aufwerfen, ob denn der schon Jahre zuvor erfolgte Abfall des Moritz von Sachsen kein Verrat an der kaiserlichen Sache war.

Einen positiven Beitrag zur Psychologie des Heiligen vermag Sch.s Arbeit leider auch nicht zu bieten. Er erblickt in Canisius lediglich den Profßjesuiten, den Mann der Politik und des unersättlichen Machtstrebens. Von dem zarten, religiösen Innenleben, das sich doch in der Korrespondenz des Heiligen so klar widerspiegelt, weiß er nichts zu berichten.

Verzeichnet ist auch das Bild, das der Verf. von der Gesellschaft Jesu entwirft. Richtig ist, daß diese allezeit und in erster Linie die Interessen der Kirche, namentlich die des Trienter Konzils, vertrat. Das war nicht bloß ihr gutes Recht, sondern auch ihre heilige Pflicht. Daß die Gesellschaft Jesu auch auf ihre Existenz und Ausbreitung in den einzelnen Ländern bedacht war, wer könnte ihr das im Ernst verargen? Willkür jedenfalls ist es, das Verhältnis umzukehren und zu behaupten, daß der Societas Jesu das Ordensinteresse vor dem allgemeinen kirchlichen ging. Ein solches Ressentiment mag vielleicht aus der Lektüre der Schriften von Paul Graf v. Hoensbroech, kann aber nicht aus dem Studium der Canisius-Korrespondenz stammen.

Daß in der Gesellschaft Jesu und bei ihren Mitglidern bis hinauf zu ihrer Spitze auch Menschlichkeiten vorkamen — welcher Orden wäre frei von solchen? — soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Aber den Schluß ziehen, daß Canisius wegen dieser Menschlichkeiten nach seiner Versetzung nach Freiburg in der Schweiz ein gebrochener Mann gewesen sei, entspricht nicht den Tatsachen. Ein Mann von so erstaunlicher literarischer Fruchtbarkeit, gerade nach seiner Enthebung vom Provinzialat, kann unmöglich innerlich gebrochen gewesen sein. Canisius mochte seine Versetzung als Mensch schwer empfunden haben; allein als treuer Ordensmann war er der Welt innerlich zu sehr abgestorben, als daß er deswegen nach seiner Ankunft in Freiburg mit seinem Leben bereits abgeschlossen hätte. Im Gegenteil. Hier erst entfaltete sich sein Leben zu jenem Heroismus, der ihm schließlich die Ehre der Altäre eingetragen hat.

Fr. Streicher S. J.

Mysterium Christi. Christologische Studien britischer und deutscher Theologen, hrsg. v. G. K. A. Bell und Adolf Deißmann. gr. 8° (356 S.) Berlin 1931, Furche-Verlag. M 16.—; geb. M 18.—.

Das Buch will die britisch-deutschen Theologenkonferenzen von Canterbury 1927 und Eisenach 1929, die letztlich der Stockholmer Konferenz entsprungen sind, schriftlich fortsetzen. Es handelt sich dabei nicht um einheitliche Abhandlungen, sondern jeder der Vertreter seiner Kirche schreibt für sich, wenn auch der Gesamtaufbau des Buches in etwa systematisch gehalten ist.

Fein weist zunächst A. Deißmann gegen die moderne Tendenz, Christus zu einem bloßen Kultphänomen ohne historisches Leben zu machen, nach, daß der Name Jesus erst durch das Christentum zu einem Kultnamen wurde. G. Kittel drängt gegen ähnliche Richtungen darauf, daß im Urchristentum der „historische Christus“ stark im Vordergrund stand. Sehr lehrreich, wenn auch leider — wie übrigens fast alle Artikel — auf einer subjektiven Quellenhypothese aufgebaut, ist die Darlegung von Ch. H. Dodd über „Jesus als